

Altenberg als die »Hilfe der Juden für ihren Rassegenossen« darzustellen. Es kann natürlich nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß jede Zeile, die Sie und jedes deutsch-antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch-christlichen Schriftleiter Deutschlands und Oesterreichs bisher zusammengeschrieben haben. Sie würden's ja doch nicht glauben und beweisen läßt sich nicht so leicht wie die Religion. Was uns aber interessiert, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in eindringlichen Hinweisen und geradezu begeisterten Notizen die Lektüre der Fackel, wohl zur Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse, empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel der Gesinnung nicht besonders aufregen, da wir die Verworfenheit der Presse ohne rassenmäßige oder konfessionelle Nuancen ins Auge fassen und nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, jedenfalls insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pöfelware nicht zuweit zurücksteht, und er hat auf die Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene Hoffnungen gesetzt. Das alles ist uns also gleichgültig, und Ihr Tadel kann uns so wenig anhaben wie Ihre Komplimente. Was uns ausschließlich angeht, ist das geschäftliche Verhältnis, in dem wir, wie sich zu unserer Beschämung herausstellt, zu Ihnen stehen. Dieses kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch eine Unsauberkeit alteriert werden. Es besteht darin, daß Sie von uns ein Freixemplar ständig erhalten, welches Sie seinerzeit erbeten haben und das Ihnen im Sinne einer rein administrativen Übung bewilligt wurde, der die kostenlose Propaganda unserer preßfeindlichen Absichten durch die Presse nicht unerwünscht ist. Für das Rezensionsexemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den Inhalt der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung haben Sie wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke von Aufsätzen überboten, deren Erlaubnis Ihnen gegeben oder von Ihnen genommen wurde. Wir erinnern uns, daß Ihnen sogar einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire »Der Fortschritt«, ausnahmsweise (unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs) gestattet wurde. Dies alles bringen wir aber nicht etwa vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht nur ein guter alter jüdischer Beruf ist. Wir wollen Ihnen bloß bekanntgeben, daß wir künftig nicht gesonnen sind, undankbaren Vertretern dieses Berufes entgegenzukommen, und darum das Freixemplar einstellen. Sie

immer  
+nung

konfession.

hoffend

in

ändert hat

1. bei  
Lampendruck

der.



mögen sich dann mit Recht darüber beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel.

In 372/73, S. 39, in der 5. Zeile des Zitats ist statt *ersten*: *ersten* zu lesen; S. 49, in der letzten Zeile des Zitats statt *Jemals*: *jemals*.

„Das Ziel“ (Wien, Nr. 1): »Karl Kraus«, „Pokroková Revue“ (Prag, Dez. 1912) über Pro domo et mundo, „Mercure de France“ (Paris, Febr.).

Die Ansichten der „Frankfurter Zeitung“ über mich sind geteilt. Da läßt sie einen schreiben:

... der ganze Horizont eines Menschen unserer Zeit... ist durch die tausenderlei Anzeigen, Inserate und Plakate mitgebildet. Deshalb durfte auch der Satiriker Karl Kraus einen seiner stärksten und schärfsten Essays »Die Welt der Plakate« nennen. Indem er die mehr oder minder klug, mehr oder minder geschmackvoll, mehr oder minder aufdringlich, mehr oder minder grotesken Reklamemethoden in einer Art von Phantasmagorie als Welt für sich zeigt, übt er so bittere, aber tiefgehende Kritik an der Welt der »Wirklichkeit«.

Tags zuvor aber hat der Wiener Korrespondent geschrieben:

... ein Autor, der Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ ist, hat gegen alle die Feindseligkeiten zu kämpfen, die diesem Blatte im Laufe der Jahre mit Recht oder Unrecht erwachsen sind. Der Wiener Bildungsmob teilt sich gegenwärtig in zwei Lager, in solche, die noch auf die „Neue Freie Presse“, und solche, die schon ebenso blind auf Karl Kraus schwören, und die Literaten in solche, die sich mehr vor der „Neuen Freien Presse“, und solche, die sich mehr vor Kraus fürchten. Solchen Leuten ist ein Autor und sein Werk ausgeliefert, namentlich ein neuer Mann, der noch keinen Auslandskredit hat und für den die Aufnahme, die er in Wien findet, fast ein Lebensschicksal bedeuten kann.

Es sollte mir außerordentlich leid tun, wenn der Glaube, den ich bei einem Teil des Wiener Bildungsmobs schon finde, und die Furcht, die ein Teil der Literaten vor mir hat, der Karriere des Herrn Sil Vara geschadet haben. Aber ich kann nur versichern, daß ich nichts dafür kann. Nie habe ich Wert darauf gelegt, den Wiener Bildungsmob den Armen der Neuen Freien Presse zu entreißen, umsoweniger, als er sich von dem, der auf die Frankfurter Zeitung schwört, nicht wesentlich unterscheidet, und mir, der nicht Machtbestände verrücken will, verwachsen Bildungsmob und Presse zu einem einzigen Vollbart, der auch das Antlitz des Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung zieren kann. Auch die Ansichten dieses Ganz über mich sind geteilt, denn er hat mich ehemals mit Lichtenberg verglichen und nennt mich jetzt eigentlich einen Schmarotzer an Snobismus und Feigheit. Daß die



Furcht vor mir noch keinem Literaten bei mir genützt hat, weiß jeder Literat. Furcht ist im Gegenteil eine Fährte, und jeder trachtet nicht so sehr mir aus dem Weg zu gehen, als mich aus seinem Wege zu bringen. Ich lege ja auch in der Tat viel weniger Wert darauf, daß die Herren mich grüßen, als daß sie keine Schweinereien machen. Furcht ist so verfehlt wie Unerschrockenheit, die Wiener Briefe schreibt. Man kann auch furchtlos Dummheiten begehen. Und ich werde es schon noch dahin bringen, daß die Herren, die das Ausland bedienen, so unreinen Mund über mich halten, wie die Landsleute. Das wäre das weitaus Vernünftigste. Ich werde jede Entstellung und Beschmutzung des Bildes der Fackel in jedem einzelnen Falle nachsichtslos verfolgen. Die Behauptung, daß der halbe Bildungsmob auf mich so blind schwört wie der andere auf ein korruptes Tagblatt, wird von fremden Lesern zu der Vorstellung ergänzt, daß mein Werk ebenso ein Opfer an den Bildungsmob ist und hier eine ähnliche Intimität besteht wie im »andern Lager«. Das ist eine leichtfertige Behauptung, die nur ein Journalist niederschreiben und ein Tölpel glauben kann. Sie korrespondiert etwa mit jenem banalen Zweifel, der sich an die Tatsache meiner Vorlesungen heftet und den Kopf darüber schüttelt, wie ich derselben Schichte, deren Wesenheit mir die Erregung eingebe, die Gestaltung vorlesen könne. Ach, diese Esoteriker, die nicht einmal die Qualität haben, Publikum zu sein, mögen mich nur schalten lassen. Ihnen, den Einzelnen, könnte ichs nicht vorlesen, aber mir selbst bringe ichs zu Gehör und der Masse sage ichs ins Gesicht. Diese mag, wenn es vorüber ist, in Einzelne zerfallen, deren Urteil und Tonfall von neuem die Erregung rechtfertigt, ~~aber~~ im Saal schließen sie sich zu jener Hörfähigkeit, die mein Glossentext weniger entbehren kann als das heute in ganz Deutschland erwartete Lustspiel. Zwischen Text und Vortrag wäre ein künstlerischer Widerspruch, wenn ich das täte, worauf der Dramenschreiber angewiesen ist: mein Werk von einem andern vorlesen lassen. Oder wenn ich irgendein anderer der heute lebenden Autoren wäre, die ihre Sachen selbst vorlesen. Die, denen es gilt, hören gut zu. ~~Schon~~ manche, die ein Grauen überkam, sind dann im Zwischenakt intelligent geworden. Das ist mir recht, das Gesetz der Theaterwirkung ist erfüllt, und der Widerspruch ist nicht in mir. Die Chuzpe soll sich nur melden. Was unter und trotz ihr mit nach Haus genommen wird, wirkt nach und stört späterhin Schlaf und Verdauung.

1/2 P

1/2



## Wer ist der Mörder?

(Zeit im Bild') In der heute erscheinenden Nummer 14 der Wochenschrift 'Zeit im Bild' beginnt der Roman »Das Glück der Edith Hilge« von Otto Soyka. Wohl selten ist eine Erzählung mit größerer Spannung erwartet worden; denn dieser Roman gibt seinen Lesern ein Rätsel auf, dessen Lösung ein Vermögen bringen kann. Wir rekapitulieren: Der Roman gibt die Schilderung einer Mordtat, der Mörder wird aber vom Verfasser nicht genannt. Der Schuldige bleibt unerkant. Verschiedene Personen geraten in den Verdacht, den Mord begangen zu haben. Die Leser sollen nach den im Roman gegebenen Indizien selbst entscheiden und den Nachweis erbringen, wer als der wirkliche Mörder anzusehen ist. Der Leser muß aber sein Urteil auch begründen, indem er auseinandersetzt, auf welche Verdachtsgründe sein Urteil gestützt ist. Dafür sind Preise im Gesamtbetrage von 100.000 Mark ausgesetzt. Die beste Lösung allein bringt 50.000 Mk. ein, die zweite 20.000 Mk., die dritte 10.000 Mk., die vierte 5000 Mk., bis herab zu 10 Trostpreisen von je 1000 Mark. Es läßt sich leicht denken, daß dieser Roman förmlich »zerrissen« wird; jeder wird in dieser mysteriösen Geschichte mit seinem Scharfsinn spüren wollen, die Juristen zumal und auch die freiwilligen »Kriminalstudenten«. Aber der Roman gibt durchaus kein juristisches Rätsel auf, und wer psychologisch begabt ist und ein gefälliges Darstellungstalent hat, der kann sich den Preis verdienen. Preise, wohlgemerkt, die das Vielfache unserer größten literarischen Preise (des Schiller-Preises, des Raimund-Preises u. a.) betragen! Es winkt ein Häusel im Grünen, eine große Reise ist nah, schöne weite Welten tun sich auf! Jeder wird sich so, nach seinen Wünschen, in einen wunderbaren Traum einwiegen. Aber du, armes, geplagtes Preisgericht! Berge von Büchern und Briefen erwarten dich. Bis Ende Juli läuft der Roman, im Januar wird die Entscheidung fallen. Nun heißt es: die Sinne schärfen. Mit dem Zeigefinger am Mund Schweigen gebietend, steht (auf dem Titelbild) eine schwarze Frau vor dem roten Vorhang, der die Leiche deckt. Wer hat die Tat begangen? Das ist jetzt die Frage . . . .

Der Autor dieser Dichtung ist, wie ich gern glaube, mit jenem jungen Schriftsteller, dessen Name durch einige Beiträge in der Fackel bekannt wurde, weder identisch noch verwandt. Der Herausgeber der Fackel, die schon einige Talente an den Journalismus abgeliefert hat, würde, so bereitwillig er organische Irrtümer infolge eines glücklichen Mangels an psychologischer Fähigkeit einbekennt, immerhin freudig berührt sein, wenn hier die Verwahrung von einer der beteiligten Seiten unterstützt und die belletristische Züchtung deutscher Polizeihunde in keinen Zusammenhang mit seinem Vorleben gebracht würde. So